

„Nicht Jude oder Grieche, nicht Sklave oder freier Mensch, nicht Mann oder Frau“ (Gal 3,28)

Bischöfin Dr. Beate Hofmann bei einem Vortrag beim Empfang der evangelischen Kirchen in Thüringen in Erfurt am 31.5.2023.

Christliche Impulse zur Suche nach Identität

1. Warum ist Identität an diesem Abend ein Thema?

„Wo kommen Sie her?“ Diese Frage bringt mich immer etwas in Verlegenheit. Jetzt aus Kassel, aber vorher habe ich in Bielefeld gearbeitet, geboren bin ich in Oberbayern, aber das verdanke ich nicht familiärer Tradition, sondern dem bayerischen Kultusministerium, das meinen Vater weit weg vom Rest der Familie als Referendar nach Miesbach geschickt hat. Und was trägt das, wo ich herkomme, aus für die Frage: wer bin ich? Bestimmt mein eher zufälliger Geburtsort meine Identität? Vielleicht mehr als ich dachte?

Identität wird immer da zum Thema, wo sie irgendwie fraglich wird, z.B. durch politische oder persönliche Umbrüche. Dann gerät das, was wir als Rahmen und innere Struktur der eigenen Lebensführung erleben, durcheinander oder zerbricht sogar. Identität ist nichts Statisches, das man einmal gefunden und dann für den Rest des Lebens sicher in der Tasche hat.

Eine wichtige, oft sehr ambivalente Rolle für die eigene Identitätswahrnehmung spielen Projektionen und Zuschreibungen von außen. Darauf hat der Leipziger Literaturwissenschaftler Dirk Oschmann hingewiesen in seinem viel diskutierten Buch „Der Osten – eine westdeutsche Erfindung.“¹

Oschmanns Buch ist ein Aufschrei. Er beschreibt präzise Exklusionsmechanismen und schildert, wie im Osten Aufgewachsene erleben, dass die eigene Erfahrung und Kompetenz nichts zählt, ja, dass ostdeutsche Herkunft als Stigma wirkt. Es kann also sehr wohl eine Rolle spielen, wo ich aufgewachsen bin.

Als Identitätsprojektion entwickeln regionale Zuweisungen oder Herkünfte also weitreichende Folgen, weil sie mit unterschiedlichen Chancen und Bewertungen in unseren deutsch-deutschen Diskursen verknüpft sind. Die Erfahrungen von Abwertung und

¹ Oschmann, Dirk: *Der Osten: eine westdeutsche Erfindung: Wie die Konstruktion des Ostens unsere Gesellschaft spaltet*, Berlin 2023

Benachteiligung, die damit verbunden sind, erzeugen bei den Betroffenen je nach Typ Depression oder Wut oder beides. Und welche Folgen das hat, davon können Sie alle ein Lied singen.

Was kann in diesem komplexen Geflecht von Zuschreibungen zu gegenseitigem Verständnis beitragen? Wie kommen wir aus der Wut in ein konstruktives Miteinander verschiedener Prägungen?

Ich möchte heute mit Ihnen darüber nachdenken, welchen Beitrag die christliche Perspektive auf die Frage nach der Identität leisten kann. Welche Impulse bietet die christliche Botschaft für unsere gesellschaftlichen Identitätsdebatten an?

Bevor ich dieser Frage nachgehe, möchte ich zuerst etwas genauer verstehen, wie Identitätsentwicklung geschieht, um dann die christliche Perspektive einzuzeichnen.

2. Was ist eigentlich Identität?

Das Identitätsthema beschäftigt uns als Menschen im 21. Jahrhundert vielfältig. Jede und jeder von uns muss lernen, „sich selbst zu erzählen“ (Heiner Keupp²), muss in der Fülle der möglichen Lebensentwürfe seinen Weg finden. Tradition und Familie, auch Staat oder Parteien machen dazu in unserer Gesellschaft kaum noch Vorgaben. Diese Entbettung aus durch Geburt und Stand oder Religion vorgezeichneten Lebensentwürfen gibt uns große Freiheit, erzeugt aber auch einen hohen Druck, den eigenen Weg zu finden und gut zu gestalten.

Wer schon mal junge Menschen bei der Berufswahl begleitet hat oder Selbsterzählungsformen in den Sozialen Medien beobachtet, kann davon ein Lied singen. Viele Menschen sind enttäuscht, wenn sie realisieren, dass die vermeintliche Fülle von möglichen Lebensentwürfen in der Realität nur begrenzt von tatsächlichen Wahlmöglichkeiten unterfüttert ist. Für manche Lebensträume fehlt das Geld, die Bildungsvoraussetzungen oder die notwendigen Kontakte und Gelegenheiten.

Identitätsentwicklung, darauf weisen Soziologen wie Psychologen hin, geschieht nicht allein im stillen Kämmerlein, sondern sie ist immer ein Interaktionsprozess. Das will ich kurz an der Entwicklung von Geschlechtsidentität zeigen. Geschlechtsidentität z.B. ist nichts, das einfach da ist mit dem Blick der Hebamme auf das neugeborene Kind und der Frage: Welche Geschlechtsmerkmale hat das Neugeborene? Ist es ein Junge oder ein Mädchen?

Geschlechtsidentität entwickelt sich, das zeigen entwicklungspsychologische Forschungen, über mehrere Lebensjahre hinweg, Geschlechtsidentität bildet sich in der Verknüpfung aus biologischen Merkmalen, durch das Verhalten anderer zugeschriebener Geschlechtsidentität und eigener Akzeptanz dieser Zuschreibung durch entsprechendes Verhalten.³

² Keupp, Heiner: Sich selbst erzählen in einer posttraditionalen Gesellschaft, in: Gruppenanalyse 9/1999, H.1 S.7-32.

³ Gildemeister, Regina / Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche, Freiburg 1992, S.201 – 254, hier S. 212.

Die Entwicklung von Geschlechtsidentität dauert etliche Jahre; viele Kinder haben erst mit ungefähr sechs Jahren eine gefestigte Vorstellung von sich als männlich oder weiblich. Ähnlich offen verlaufen übrigens auch Entwicklungsprozesse im Blick auf andere Differenzen. Kleine Kinder sind „hautfarbenblind“, sie lernen erst im Lauf der Zeit, dass es einen Unterschied macht, ob ich schwarz oder weiß oder braun bin – und welche Folgen das für mein Leben haben kann.

Bei Identitätsentwicklung geht es also um komplexe Prozesse der Grenzziehung, Selbst- und Fremdbestimmung sowie der sozialen Konstruktion von und zwischen Individuen und sozialen Gruppen (Abels 2017).⁴

Je fraglicher und schwieriger die individuelle Identität scheint, desto eher wird für die eigene Identitätserzählung auf kollektive Identitäten zurückgegriffen. Sie bieten Orientierung und Zugehörigkeit.

Kollektive Identitäten stiften ein Wir-Gefühl und prägen das Denken und Handeln der Dazugehörigen in hohem Maße. Bewusst werden solche kollektiven Identitäten vor allem da, wo ich mich von anderen in meinem Umfeld unterscheide. Über die Folgen meiner weißen Hautfarbe habe ich erstmals intensiver nachgedacht im Diskurs mit schwarzen Kommilitoninnen an einer amerikanischen Universität.

Für das Miteinander in einer Gesellschaft werden kollektive Identitäten relevant, wo sie in Konflikt miteinander geraten oder mit unterschiedlichen Chancen oder Diskriminierungserfahrungen verbunden sind.

Die Philosophin Carolin Emcke⁵ macht dabei auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam: Es gibt kollektive Identitäten, die sich durch gewollte, selbst identifizierte Vergesellschaftungen bilden und solche, die durch verzerrende Fremdzuschreibung oder soziale Ausgrenzung entstanden sind.

Zum ersten Typ gewollter, selbstgewählter kollektiver Identitäten gehören z.B. religiöse Gemeinschaften. Wo ihre Praktiken oder Überzeugungen in Widerspruch mit anderen Gruppen der Gesellschaft geraten, geht es um Fragen der Toleranz und des Respekts gegenüber der anderen Identität. Wo stoßen die Bedürfnisse der einen Gruppe durch die Bedürfnisse anderer Gruppen auf Grenzen (z.B. bei Läuten von Kirchenglocken oder dem Bau eines Minaretts)?

Bei Angehören des zweiten Typs, z.B. Jüdinnen und Juden in der NS-Diktatur, die sich mit massiven rassistischen „Wesenszuschreibungen“ und sozialer Ausgrenzung konfrontiert sahen, geht es darum, das geschehene Unrecht anzuerkennen und den Weg zu einer selbstbestimmten Identität zu eröffnen.

Die Entwicklung der jüdischen Gemeinschaften in Deutschland zeigt, dass kollektive Identitäten auch zwischen den beiden Typen oszillieren. Im Blick auf die kollektive Identität „ostdeutsch“ haben wir es nach Oschmann klar mit einer kollektiven Identität von Typ 2 zu

⁴ Abels, Heinz: Identität, Wiesbaden 2006.

⁵ Emcke, Carolin: Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen, Frankfurt 2000.

tun, einer klischeehaften Fremdzuschreibung, die mit massiver sozialer Ausgrenzung in der westdeutsch dominierten Gesellschaft der BRD verbunden ist. Das gilt es wahrzunehmen, anzuerkennen und zu verändern.

3. Christliche Perspektiven zur Identitätssuche (in der Woche nach Pfingsten)

Was kann eine christliche Perspektive auf Identitätsentwicklung hier beitragen? Letzten Sonntag haben wir Pfingsten gefeiert, das Fest der Verschiedenheit und der Überwindung all dessen, was Verschiedenheit trennend und anstrengend macht.

Was genau ist an Pfingsten geschehen? Viele Menschen waren in Jerusalem versammelt und hörten plötzlich ein Brausen in der Luft. Neugierig kamen sie und erlebten, dass da Menschen, nämlich die Freunde Jesu, zu ihnen sprachen. Und obwohl sie aus ganz verschiedenen Ländern und Sprachwelten kamen, konnte jeder verstehen, was gesagt wurde, denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. (Die Bibel, Apostelgeschichte 2,6)

Die Geburtsstunde der Kirche als christlicher Gemeinschaft ist also mit einer Erfahrung von Differenzüberwindung verbunden. Die entstehende christliche Gemeinschaft hat das auch in anderen Identitätsdimensionen versucht, in dem sie Besitz geteilt, Sklaven freigekauft und Frauen wichtige Funktionen gegeben hat.

Dass damit die soziale Unterschiedlichkeit als Herausforderung nicht ein für alle Mal erledigt war, das zeigt die weitere kirchliche Entwicklung, in der es immer wieder Konflikte zwischen sozialen oder ethnischen oder religiösen Prägungen gab.

Im Brief an die Gemeinde in Galatien bringt der Apostel Paulus den Beitrag des christlichen Glaubens zu einer christlichen Identität in einem Satz zum Ausdruck: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. (Galater 3,28)

Der Apostel Paulus fasst hier in einem Satz zusammen, was die Taufe in menschlichen Hierarchien durcheinanderbringt und wie sich die christliche Gemeinschaft von anderen kollektiven Identitäten unterscheiden soll: Alle Hierarchien, alle Bewertungsmechanismen und Platzanweisungen werden außer Kraft gesetzt, denn: Ihr seid alle eins. Ihr gehört zusammen in einer Gemeinschaft, die soziale Trennlinien überwindet.

In der christlichen Auslegungsgeschichte dieser Verse wurde darüber diskutiert, ob das, was in Christus gilt, auch Auswirkungen auf das Miteinander im Alltag jenseits der Begegnung im kirchlichen Raum hat. Es wurde also intensiv darüber gestritten, wie gesellschaftsverändernd dieser Vers gemeint sei.⁶

⁶ Vgl. Dietz, Thorsten: Welche Bedeutung hat die Bibelstelle Gal 3,28 für die Entwicklung einer geschlechtergerechten Sprache in der Kirche? In: Nierop, Jantine (Hg.): Gender im Disput. Dialogbeiträge zur Bedeutung der Genderforschung für Kirche und Theologie, 2018, S. 52.

Aus meiner Sicht macht Paulus deutlich: Die Zusammengehörigkeit in Christus relativiert soziale Zuschreibungen und stellt ihnen ein gemeinsames Drittes gegenüber. Und dieser gemeinsame Bezugspunkt verändert unsere Sicht aufeinander auch über Kirchenmauern hinaus. Denn wir sind jetzt zusammengehörig als von Gott geliebte Geschöpfe, egal, wo wir geboren sind, welche Sprache wir sprechen oder welche Geschlechtsidentität wir haben. Das „in Christus sein“ wird zur primären Identität, alle soziale Zu- und Unterordnung sekundär und relativiert. Das ist durchaus radikal, weil es an die Wurzel hierarchischer Zuschreibungen geht. Es begründet eine Vision von gleichberechtigter Gemeinschaft und es begründet den Einsatz von Christinnen und Christen für Gerechtigkeit und für die Überwindung von Diskriminierungen.

Was bringt das für die oben angesprochenen Identitätsdiskurse? Was leistet die christliche Identität in diesem komplexen Prozess gegenseitiger Zuschreibungen und Projektionen?

Auch christliche Identität entsteht durch Interaktion, nämlich in der Interaktion von Gott und Mensch. Christliche Identität ist eine in Christus erfahrene, durch den Glauben zugesprochene Identität. In der Taufe werden wir Kinder Gottes und Teil dieser Gemeinschaft versöhnter Vielfalt.

Und durch diesen neuen, gemeinsamen Identitätsraum verlieren bisherige Zuschreibungen und vermeintlich lebensbestimmende Differenzen ihre alles bestimmende und Gruppen voneinander trennende Prägekraft.

Deutlich ist aber auch: Die neue, christliche Gemeinschaft, in die hinein jemand aus seinen bisherigen Zugehörigkeiten herausgerufen wird, ist von vornherein plural, vielfältig, bunt. Diese Vielfalt wird aber nicht mehr als trennend empfunden, sie führt nicht mehr zu Sprachverwirrung und Unverständnis, sondern es gibt in aller Unterschiedlichkeit ein gegenseitiges Verstehen.

Das ist die christliche Erfahrung von Pfingsten, die auch für den Alltag eine Basis stiftet und den Rahmen für die kollektive Identität von Christinnen und Christen beschreibt.

Mit welchen Folgen? Mir ist bewusst, dass auch Kirchengemeinden von sozialen Differenzen durchzogen sind und sich mit Projektionen und Abgrenzungen herumschlagen. Aber sie tun das angetrieben von einer gemeinsamen Vision und der Erkenntnis: Der Heilige Geist lässt sich nicht nach sozialen Kategorien eintüten; er ist universal und transnational. Das fordert uns immer wieder heraus, Feindbilder und Projektionen zu überprüfen und uns im Dialog zu riskieren.

Damit das gelingt, braucht es Begegnung auf Augenhöhe, Zuhören, Anerkennen und Achten der anderen Erfahrung, auch das geduldige Aushalten von Differenzen und sehr unterschiedlichen Weltansichten und Identitätserzählungen.

Es braucht Plattformen der Begegnung, wie sie Kirchenpartnerschaften bieten, oder das Projekt „bubble crusher“ der Evangelischen Akademie in Thüringen, das gerade den 3. Platz im Thüringer Demokratiepreis gewonnen hat.

Es gehört aber noch mehr zu einer christlichen Perspektive:

Unsere Identität hat immer fragmentarischen Charakter und ist nie fertig. Wir sind alle Fragmente, Resultat von Gelungenem und Misslungenem, mit Spuren des Scheiterns und offen für die Zukunft.⁷ Vollkommenheit gibt es erst im Reich Gottes und auf dem Weg dahin sind wir entwicklungs- und veränderungsfähig – und bedürftig. Wir können aus der Vergangenheit lernen und neue Wege in die Zukunft suchen.

Genau dafür steht das christliche Zentralsymbol, das Kreuz. Es erzählt von einem brutal abgebrochenen Leben, aber auch von Verwandlung und Neuwerdung und einer offenen Zukunft.

Wenn ich die Fragmentarität und Offenheit christlicher Identität ernst nehme, dann kann ich auch offen für Begegnung mit Menschen sein, die ganz anders sind, und die damit verbundenen Herausforderungen und Entwicklungsaufgaben bejahen, weil ich weiß: Das, was jetzt ist, ist immer Identität im Übergang (Manfred Pirner)⁸.

Und diese Haltung macht skeptisch gegenüber jeder Form von Überhöhung einer bestimmten Identitätskategorie, sei es jetzt die nationale oder eine andere.

Damit bewegt sich christliche Identitätsentwicklung immer im Spannungsfeld von Beheimatung und Begegnung, von Vertrautheit und Offenheit. Der Geist von Pfingsten beheimatet in einer Gemeinschaft, die offen ist für Neues, für Begegnung, für angstfreie Wahrnehmung von unterschiedlichen Prägungen und Erfahrungen.

Versöhnte Vielfalt, das ist die Herausforderung christlicher Gemeinschaften, aber auch ihr Beitrag zur Kultur unseres Landes und zum Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Dieses Geistes Kinder sind wir als Christinnen und Christen auch hier in Thüringen.

⁷ Vgl. Luther, Henning: Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen, in: Religion und Alltag. Stuttgart 1992, S.160-182.

⁸ Pirner, Manfred L.: Christliche Identität - Identität zwischen Grenzbewusstsein und Ganzheitsvertrauen, <https://www.theo-web.de/zeitschrift/ausgabe-2002-02/pirner2.pdf>, abgerufen 20.06.2023